

8.7.2019

Schulthauglich

Wann ist der Mensch schulthauglich? Wenn er sechs ist? Wenn die Mappe nicht mehr größer ist als das Kind, das sie trägt? Wenn es gut hört und scharf sieht? Wenn es den Stift richtig hält? Wenn es Dinge sortieren kann, dann ist der kleine Mensch reif für die Schule. In der Schulthauglichkeitsuntersuchung geht es um genau solche Dinge. Da saß mein Kind, das nach dem Sommer fällig ist, nun also da und hüpfte und malte und lauschte und erzählte. Am Ende sortierte es. Schaute eifrig auf die Bildtafeln mit wechselnden Gegenständen und die Ärztin wollte wissen: *Was passt nicht dazu?* Hund und Katze, Teddy, Vogel? Und die Sechsjährige legt den Kopf schief, denkt nach, dann ruft sie laut und freudig-stolz, was rausfliegt, weil es eben nicht dazu gehört: der Teddy – weil er kein echtes Tier ist. Keine Frage: Die Kleine ist schulthauglich. Sie kann hüpfen, malen, erste Buchstaben schreiben und - ganz wichtig: Sie kann unterscheiden! Sie kann sortieren und ausrangieren. Zuordnen und klassifizieren. Kurz Ordnung halten: Schublade auf, Schublade zu – und wer nicht passt, raus bist du! Ist das nun Grund zur Freude, denke ich? Steckt nicht gerade auch ein Zauber darin, dass Kinder solange sie Kinder sind oft höher, weiter, phantasievoller denken und mehr und anders sehen als wir? Zum Beispiel, dass der Teddy spricht und tröstet und sich füttern lässt und einen Namen hat und mehr ist als bloß ein „Zeug“ zum Spielen. Liebenswert und einmalig eben? Wäre Jesus schulthauglich gewesen? Er dachte höher, weiter, phantasievoller von uns Menschen, zog Schubladen auf und wirbelte durcheinander, was andere dort mühsam hineingestopft hatten, um Ordnung zu schaffen in der Welt: den Samariter hier, den Leviten da, den Pharisäer dort, die Reinen oben und die Unreinen unten, die Gerechten hier, die Sünderin dort, die Armen ganz hinten und die Reichen ganz vorne. Alles plötzlich durcheinander. Das Hohe niedrig, das Tiefe erhöht. Ein Chaos der Liebe statt nüchternen Ordnung. Wann ist der kleine Mensch groß? Wenn er glaubt, was keiner sonst sieht. Wenn er liebenswert findet, was andere verachten. Wenn er stehen bleibt, wo andere vorüber gehen. Wenn er im unpassendsten Moment sagt: Du gehörst dazu! Wie Jesus zu Zachäus, dem ungeliebten Zöllner auf dem Baum. Wie zu Ihnen – wie zu mir.

9.7.

Groß, blass, lockig – deutsch

Sommerzeit ist Reisezeit. In Berlins Mitte tummeln sich Reisegruppen aus aller Welt. Man erkennt sie an der Sprache, an der Kleidung, an ihrem Aussehen. Asiaten zum Beispiel – für die meisten von uns sehen sie vollkommen gleich aus. Auch ihre Sprachen klingen gleich in unseren Ohren. Ein ungewohnter Singsang, schwarze Haare, glatte Haare, kleine, zarte Statur. Sommerzeit ist Reisezeit. Und so bin ich vor einem Jahr um diese Zeit zum ersten Mal wirklich weit weg nach Asien geflogen. Mein längster Flug ging nach Taiwan. 17 Stunden. Ich stieg aus dem Flieger und war in einer anderen Welt. Ich verließ den Flughafen – und ich fiel auf. Egal wo ich hinkam. Denn in Taiwan, das begriff ich sehr schnell, sind Frauen nicht so riesig wie ich. In der U-Bahn fühlte ich mich wie ein Trampel - ein wenig wie Gulliver auf Reisen – ich musste höllisch aufpassen, nicht mit dem Kopf gegen die Haltestangen zu stoßen, die hier auf Nasenhöhe angebracht waren. Wenn es nach meiner Nase ginge. Ging es aber nicht. Taiwanesen sind höflich. Sie flüstern nicht hinter vorgehaltener Hand. Doch an den Kindern merkte ich schnell, dass ich auffiel, weil ich anders war: Keine Asiatin hat hellbraune Haare – und erst recht keine naturkrausen Haare, die sich hier – noch dazu in sehr feuchter Luft – kräuselten, was das Zeug hielt. Bei einem unserer Ausflüge begegneten wir einem Ureinwohnerstamm. Was sie sprachen, konnte ich nicht im Ansatz verstehen, doch dass sie über uns und vor allem über mich sprachen – und sich dabei lustig machten – das konnte ich spüren. Und war verunsichert – auch ein wenig ärgerlich und hilflos. Reisezeit ist eine gute Gelegenheit, um den eigenen Kompass ein wenig zu ändern. Wo ich bin und wie ich bin, ist nicht das Zentrum. Seit ich von meiner Reise nach Asien zurück bin, frage ich genau nach, woher meine Schneiderin an der Ecke kommt: Philippinen, Vietnam oder Taiwan? Chinesen, Taiwanesen und Japaner – sie sehen *nicht* alle gleich aus. Und schwarze Haare sind nicht gleich schwarz: Da gibt es braun-schwarz, blau-schwarz und sogar einen Tick ins Rote. Und Nordeuropäer sind nicht nur manchmal groß und blond und blauäugig, sondern manchmal auch ganz schön plump im Gegensatz zu unseren Gästen aus Asien. Von deren Höflichkeit dürften wir uns gern ein Scheibchen abschneiden. Gottes Welt ist groß und bunt und kein Mensch darauf wie der andere.

10.7.2019

Lieferando

Kennen Sie diese schrägen Momente: An der Kreuzung überholt mich großes Taxi. Es ist voll besetzt mit lachenden Nonnen. Wir besuchen eine Freundin, die gerade in ein Heim gezogen ist. Unsere Jüngste ist dabei – und wirkt wie ein Magnet – ein Kindergartenkind zwischen lauter Neunzig- bis Hundertjährigen. Spannend wird es, wenn einer kommt, den man so gar nicht erwartet. Wenn jemand rausfällt aus dem Rahmen. Wenn einer reinspaziert aus seiner Welt in eine andere. So wie neulich in Frankfurt am Main. Ich war beruflich unterwegs und hatte kurz Zeit, ehe mein Zug ging. Also lief ich durch die Stadt – vorbei an Anzugträgern und Geschäftsleuten - vorbei an Nobelgeschäften und Bankhäusern. Der Verkehr toste, die Menschen eilten – nur ich hatte Zeit. Zeit für eine offene Kirche. Den Rollkoffer in der Hand stemmte ich die schwere Tür auf – draußen Schwüle – innen Kühle. Der Lärm der großen Stadt blieb draußen. Ich setzte mich still in eine der Bänke, sah auf den Altar und die bunten Fenster und atmete tief durch. Und in der Stille wurden meine Gedanken lauter. Meine Ängste, meine Sehnsüchte, meine Dankbarkeit, meine Müdigkeit. Ein Stück Himmel auf Erden. Ein Hauch von Gottes Gegenwart. Ein bisschen Friede. Da erhebt sich ein junger Mann vor mir. Langsam und auf Zehenspitzen bewegt er sich zur Tür. Ich starre ihn an – ihn und den Rucksack, den er trägt: ein Lieferando-Rucksack. Schrill und orange. Ein schräger Moment: Einer, der sonst im Eiltempo Pizza und Burger durch die Stadt fährt, die andere mit einem Klick im Internet bestellen. Einer von Lieferando macht hier Pause. Pause in der Kirche. Ein Stück Zeitgeist weht mit ihm durch das Kirchenschiff. Und der Bote? – Lässt sich nun vielleicht treiben von Gottes Geist, der dich lehrt, dass Du nicht immer schnell sein und liefern musst, sondern vor Gott auch einfach nur sein darfst, faul und durchatmend, ein Kind Gottes ohne Zeit- und Leistungsdruck. Die schrägen Momente wünsche ich Ihnen auch: wo etwas von dieser anderen Wirklichkeit aufbricht und einbricht in Ihr Leben – und Sie für einen Moment anhält und berührt.

Worte auf den Weg/für den Tag

8. – 13. Juli 2019

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit, Evangelischer Rundfunkdienst Berlin

11.7.2019

Bimbo im Spreewald

Manchmal genügen kleine Fluchten. Ein Rucksack nur für eine Nacht. Ein Ticket für die Bahn, ein kurzer Tapetenwechsel mitten im Sommer. Das Land Brandenburg macht`s möglich. Eine knappe Stunde braucht der Zug von der Stadt in den Spreewald. Statt Häuserschluchten und Verkehr Kiefernwälder und Felder, Windräder und Kirchtürme, Kopfsteinpflaster und Spreewaldkähne. Von der Bahn in die Pension und dann zu Fuß zum Bootsanleger, ab ins Kanu. Ein paar Paddelschläge nur, dann ist der Rhythmus gefunden; das Boot gleitet durch die stillen Arme der Spree, und alles fällt von mir ab, was mich sonst so beschäftigt: die Arbeit, die Steuererklärung, die Reisepässe für den Urlaub, die steigenden Mieten in der Stadt, die politische Großwetterlage. Ach, es ist schön auf dem Land. Hier sind die Mieten noch erschwinglich. Sogar pendeln könnte man nach Berlin von hier aus – und dafür die Stadt gegen diese Idylle tauschen? Doch die endet abrupt bei der Heimkehr in die Pension. Die Sonne sinkt, die Amsel singt. Es könnte alles so schön sein: „Von wegen Glaubensfreiheit – hier wird gemacht, was ich glaube – das muss man diesen Bimbos mal sagen!“ – in bierseliger Laune schallt es zu mir herüber vom Nachbarbalkon. Und holt die Tagespolitik mit einem Schlag mitten in den romantischen Spreewald. Warum, weshalb, wieso – das frage ich mich. Alle sind vergnügt an diesem Tag: Die Sonne scheint, der Himmel ist blau, die Menschen entspannt – wozu die ätzende Prise Rassismus? Die Reiselust, die uns treibt – für viele Menschen dieser Erde gibt es nur die Flucht: mit dem, was sie am Leib tragen - das letzte Hemd, das eigene Kind. Nicht im lauschigen Kahn in ruhigen Gewässern, sondern in Schlauchbooten auf hoher See. Sie kennen weder Miete noch Eigentum, denn in ihrer Heimat stehen zerbombte Häuser oder Wellblechhütten. Sie sorgen sich nicht um den nächsten Urlaub oder die Höhe ihrer Rente, sondern ums nackte Überleben. Und was erwartet sie hier? Von einem Land, das sich so gern auf seine christliche Kultur beruft, wünschte ich mir, dass wir zunächst einmal dankbar sind, für das, was wir haben. Dass wir freundlich sind zu Fremden statt feindlich. Dass ein Bett zum Schlafen, ein Dach über dem Kopf, ein Willkommen für jeden übrig ist, egal woher er kommt. Das wäre schön. Und ich wünsche mir eine Sprache, die aus Mitmenschen keine Tiere macht, sondern meinen Nächsten.

12.7.2019

Schwarz, rot, grün

Früher war das Leben einfach: Da wählte der Opa stets die Sozialdemokraten. Und auf jeder Familienfeier gab es Streit mit dem Schwiegersohn – weil der CDU wählte. Die Oma war katholisch und die Kinder alle getauft. Man wusste meistens, woran man war: Die Frau blieb zuhause, der Mann ging arbeiten, und das Geld reichte aus, um die Familie zu ernähren. Das klingt heute wie ein Märchen aus längst vergangener Zeit: Heute gibt es verschiedene Lebensmodelle – Glaube ist für viele Privatsache, Anschauungen wechseln und Wähler wandern. Wie man das rauskriegt, dass der Opa bei der Europawahl nicht so wie sonst Sozialdemokratie gewählt hat, sondern stattdessen tatsächlich die Grünen, das bleibt mir ein Rätsel, denn er selbst spricht nicht darüber. Aber es ist viel in Bewegung – das steht außer Frage. Und so lautet die Frage heute nicht, *ob* man wählen geht und *wen*, sondern *wen* man *diesmal* wählt. Dahinter verbirgt sich die entscheidende Frage, wem vertraue ich? Wem traue ich am ehesten zu, dass er oder sie gut sorgt für mich und meine Kinder, für diese Gesellschaft, für die Umwelt, für den Frieden in der Welt. Auch ich stelle mir diese Fragen. Und finde es anstrengend, dass die Antworten nicht leicht zu finden sind. Die Suchbewegung, die hinter allem steht: dem Protest, der Wählerwanderung, der Infragestellung von Institutionen finde ich gut. Denn Wanderung bedeutet Bewegung. Die Chance, versteinerte und überholte Strukturen aufzubrechen – ob in der Kirche, bei Vereinen oder Parteien. Doch bei aller Unsicherheit tut es auch gut zu wissen, was bleibt und trägt. Und so könnte ich mir wohl vorstellen, bei kommenden Wahlen zu wandern – nicht aber meiner Kirche den Rücken zu kehren. Auch wenn sie mich manchmal enttäuscht. Weil sie Worte weitersagt, die bleiben. Eins davon klingt nach Hoffnung in unruhigen Zeiten. Es stammt von Jesus, der sagt: Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich Euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht.

13.7.2019

Fröhlicher Wechsel

Wendehäse sind nicht beliebt. Wer vor Wahlen Dinge verspricht und sie hinterher nicht hält, verspielt Vertrauen. Wer Freundschaft vorgaukelt und verrät, ist nicht vertrauenswürdig. Wer hoch und heilig Liebe verspricht und dann mit einer anderen davon zieht, hat verspielt. Der Volksmund kennt Redensarten für derlei Gestalten: Sie hängen ihr Fähnlein nach dem Wind oder steigen mit der Nächstbesten ins Bett. In einer der wohl berühmtesten Schriften Martin Luthers wird Gott selbst zum Wendehals. Und die Worte, die der Reformator dafür gebraucht, sind nicht weniger drastisch: „Ist nun das nicht eine fröhliche Wirtschaft, wo der reiche, edle, fromme Bräutigam Christus das arme, verachtete Hürlein zur Ehe nimmt und ...ziert mit allen Gütern?“ – so schreibt er im berühmten Traktat *Von der Freiheit eines Christenmenschen* 1520.¹ Gott wechselt die Seiten – würden wir heute dazu sagen. Luther nennt es den *fröhlichen Wechsel*: Gott wird Mensch, stellt sich mitten hinein in dieses Leben, macht sich dreckig, lässt sich anrühren, wird verletzlich wie ein Mensch – und macht uns zu dem, was wir sein sollen: Gottes Geschöpfe, liebende Mitmenschen, Menschen, denen vergeben wird und die einander vergeben. Gott wechselt die Perspektive – und sieht uns in einem anderen Licht. Und so können auch wir uns in einem anderen Licht sehen. Uns wenden, umdrehen, umkehren. Weg vom Bösen – hin zum Guten. Überkommene Glaubenssätze? Vielleicht sind sie uns heute wieder näher als wir denken. Wenn wir über den Schutz des Klimas streiten, dann wissen wir: Wir haben Anteil daran, wie es der Erde geht. Jeder von uns. Und versuchen, einen Weg zu finden, der das Klima rettet. Ein fröhlicher Wechsel – ich finde, das ist ein schönes Bild bei einem ernsten und belastenden Thema. Jeder Schritt - und sei er noch so klein – bedeutet Umkehr zu Gottes Schöpfung. Dann wird Umweltbewusstsein nicht zur Ideologie, sondern zur Lebenshaltung. Mit jedem nicht gekauften Plastikbecher, jedem mitgebrachten Stoffbeutel, jedem Verzicht auf eine Flugreise findet ein fröhlicher Wechsel statt. In aller Freiheit, denn: „*Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem Untertan.*“ Und: „*Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht und jedermann untertan.*“²

¹ Karin Bornkamm u. Gerhard Ebeling (Hrsg.) Martin Luther Ausgewählte Schriften. Frankfurt/Main ²1983, Bd. 1, S. 246.

² A.a.O. S. 239.